

Das Jahr 1*9*2*9

eröffnen wir mit unserem ganz
unglaublich billigen

Inventur-Ausverkauf!

Die umfangreichen Vorbereitungen
sind beendet. Wir haben unsere
Läger auf das sorgsamste durch-
gearbeitet

Beginn Sonnabend, 5. Januar

Nehmen Sie sofort die notwendigen
Ergänzungen vor

„NIE SO BILLIG!“

Prüfen Sie unsere Angebote in den
Schaufenstern und besuchen Sie
unsere Abteilungen.
Sie sind restlos zufrieden

Rahmlow & Kressmann



OPEL senkt die Preise

OPEL 4 PS ist der beste Kleinwagen der Welt!
Die gewaltigen Einrichtungen der Opelwerke sowie ihr
musterzügliches System der fließenden Fertigung geben
die Gewähr höchster technischer Vollkommenheiten. Die
neuen Modelle des Opel 4 PS haben zahlreiche Ver-
besserungen erfahren. Besonders hervorzuheben sind:
Die Steigerung der Motorkraft auf 20 PS, die reichere
Ausstattung der Karosserie, die nach einem neuen Her-
stellungsverfahren verfertigte bequeme Polsterung, die
schönen unbegrenzt halbbaren Farben.

Lassen Sie sich den
neuen OPEL 4 PS
unverbindlich vom
nächsten Opel-Ver-
treter vorführen.

ADAM OPEL
RUSSELSHEIM A. MAIN

Zweisitzer 2300 RM
Viersitzer 2800 RM
Limousine 3200 RM

Preise ab Werk • 500-600 RM Anzahlung.
Rest in langfristigen bequemen Raten.

Unsere Kassen sind im Monat Januar an den
Nachmittagen wegen Adressabklärarbeiten ge-
schlossen.
Halberstadt, den 27. Dezember 1928.
Die Kreisbibliothek. Die Stadtbibliothek.

Winter-Martin-Salbe
geg. Hautschäden u. offene
Wunde. Ratssalbe.

Geschäfts-Uebergabe

Meiner verehrten Kundschaft zur Nachricht, daß ich das
von mir geführte

Kolonialwaren-Geschäft, Westendost 27
mit dem heutigen Tage Herrn Otto Dockhorn übertragen habe.
Ich danke für das mir bewiesene Wohlwollen und bitte, dasselbe
auch auf meinen Nachfolger übertragen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Aug. Decker jr.

Geschäfts-Uebernahme

Unter Bezugnahme auf obige Anzeige beehre ich mich mit-
zuteilen, daß ich das hiesige von Herrn Aug. Decker jr. ge-
führte Kolonialwarengeschäft übernommen habe. Es wird mein
eifrigstes Bestreben sein, die mich beehrende Kundschaft betref-
fend Sauberkeit, Güte und Preiswürdigkeit der Waren stets zufrieden
zu stellen.

Indem ich aufrichtige Bedienung zusichere, so nehme ich
mit vorzüglicher Hochachtung

Otto Dockhorn

Eröffnung: Donnerstag, den 3. Januar 1929

Pliffseebrennerei Goebel

jetzt

Roonstraße 23

Voranzeige!

Am 5. Januar
beginnt unser erster

INVENTUR- AUSVERKAUF

Beachten Sie bitte unsere Inserate

Jacob Speier

DAS HAUS DER MODEN
HALBERSTADT

Süchtiges Haus-
und
Rüdenmädchen
zu sofort gesucht
Wehmeyer
„Schützenwall“

Zum
Schlachten
Kälber, Hammel,
Schweine, Gänse,
Hühner, sowie
manchmalige Schweine

Früh Bische
Breiteweg 12

**Führen-
Reparaturen**
schnell, sauber, billig
Oskar Pfeiffer
Altmader
Kronprinzstr. 15.

Peters's Kranzbräu
Holländische-Bier
in all. Trinkhallen
Motoröl 2271
(Schrot-Öl)
Krlst. Domplatz 1.

Für die
**wirtschaftliche
Frau**

ist die kleine Ankerke im
Halberstädter Ziegelhau
eine wertvolle Beihülfe
in hundertfacher Verwend-
barkeit. Wenn sie einmal
einmalig kaufen will, findet
sie reichlich billige An-
gebote jeder Art. Wenn
sie etwas zu verkaufen
hat, erreicht die kleine
Ankerke Tausende von
Käufern, die Interesse für
das Ankerke haben.

Heute frisch geschlachtet!

Empfehle alle frischen
Fleisch- u. Wurstwaren
W. Palm
Schulstraße 11. Telefon 1394

Sehen Sie sich an

Safen- Kanin-, Biegen-
Wildstelle zum
bäuhem Tagespreis
Fellverwertung Requinenstr. 11

Der Sternhimmel im Januar.

Der gestirnte Himmel bietet, wie ein aufmerksamer Beobachter bald erkennt, nicht stets den gleichen Anblick dar.

Diese drei Sterne weisen in der Verlängerung auf den hellstehenden Sirius im Sternbild des großen Hundes.



bilder erleichtert soll, gibt den Stand der Sterne am 15. Januar 9 Uhr abends (21 Uhr) wieder.

Planet Mars. Sein Abstand von der Erde, der zu verschiedenen Zeiten sehr stark wechseln kann, ist im Januar durchschnittlich gering.

Die Sternkarte gibt die Sternbilder in ihrer natürlichen Gestalt wieder und ist stets in der Richtsrichtung in der Weise zu halten, daß die Himmelsrichtung, in der sie schauen, auf der Karte unten ist.

Rechts von Mars steht in großer Entfernung der in ruhigen gelblichen Helligkeit leuchtende Jupiter, der größte aller Planeten, dessen Durchmesser den der Erde um des Umlage übertrifft.

Schwereres Blut.

Roman von Juhani Aho

Übersetzt von Dr. G. Schmidt, Selffinger

30. Fortsetzung. (Nachdem verboten.)

„Hat er dich geschlagen?“ „Ja, er hat dich geschlagen und fröhlichen Augen. Aber dann hat er mich gestrichelt und gemeint und in Verzweiflung gebeten.“

der Milchstraße, das aber nur in den mondlosen Nächten in der ersten Hälfte des Monats gut sichtbar ist.

Bernigeröder Angelegenheiten.

Bernigerode, 2. Januar.

Ein Kammergerichtschied über die Berufungspflicht.

Das Kammergericht hat vor einiger Zeit in einem Erkenntnis für die Durchführung der Berufungspflicht nachfolgend veröffentlicht, die der Amtliche Preussische Pressedienst nachfolgend veröffentlicht.

1. Zwar versteht die Reichsgesamtheit über gewerblichen Arbeitern im Sinne der Vorschriften über die Berufungspflicht in jedem Falle, in dem sie für die gewerblichen Arbeiter eingeführt ist, auch die Handlungsgehilfen und Lehrlinge umfaßt.

2. Zur Gültigkeit von Satzungen über die Berufungspflicht ist nicht erforderlich, daß alle beteiligten Gewerbetreibenden gehören.

* Verkehrs-ZBG für Kraftfahrzeugführer. Eine große Zahl von Kraftfahrzeugführern hat nur geringe Kenntnisse von den Verkehrsregeln.

Schwereres Blut.

„Was mag Saba machen, was mag er denken? Daß ich mit Gemalt fortgeschleppt worden? Oder daß ich fern gegangen bin?“

Schwereres Blut.

kurze Zeit mit dem Kinde und schliefte ebenfalls lautlos hinweg, wie sie gekommen war.

Die schwarze Natascha kommt!

Hertha Kalms
Otto Wagner
Verlobte
Heudeber
Weihnachten 1928

Am Neujahrstage, abends 8 Uhr, verschied nach langem schweren Leiden mein lieber, herzenguter Mann, unser unvergesslicher, treusorgender Vater, Schwieger- und Großvater, der
Handschuhmacher-Invalide Moritz Sachs
im fast vollendeten 80. Lebensjahr
In tiefer Trauer:
Frau Hedwig Sachs
geb. Hanl
und Kinder.

Deutscher Lederarbeiter-Verband
Ortsverein Halberstadt

Am ersten Neujahrstage verstarb nach langem Leiden unser Ehrenmitglied, der Handschuhmacher
Moritz Sachs
kurz vor Vollendung des 80. Lebensjahres.
Der Verstorbene war 58 Jahre Mitglied unserer Organisation und stand stets in den vordersten Reihen. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.
Der Vorstand.
Die Trauerfeier findet am Sonntag 3 1/2 Uhr im Krematorium Quedlinburg statt.

Zurückgekehrt vom Grabe unseres lieben unvergesslichen Entschlafenen, sagen wir allen für die herliche Teilnahme und Kranzspenden
herzlichen Dank.
Ganz besonderen Dank Herrn Pastor Witzold für die trostreichen Worte. Halberstadt, den 31. Dezember 1928
Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Anna Müller und Kinder.

Zurückgekehrt vom Grabe unserer lieben einzigen Tochter **Jungfrau** sagen wir allen Verwandten und Bekannten für die reichen Kranzspenden und allen, die ihr das letzte Geleit gaben, unsern
herzlichsten Dank.
Dank auch Herrn Pfarrer Schulz für seine trostreichen Worte am Sarge wie am Grabe.
Die trauernden Hinterbliebenen:
Friedrich Schieferl und Frau
nebst allen Angehörigen.

Stadt-Theater.
Mittwoch, den 2. Januar 1929, 20 bis 23 Uhr:
„Der letzte Walzer“
Operette von Strauss (0.30 bis 5.30 Uhr)
Donnerstag, 3. Januar 1929, 20 bis 22 1/2 Uhr:
„Was ihr wollt“
Schauspiel von Shakespeare mit Musik (0.30 bis 5.30)
Allen meinen Gästen, Freunden und Bekannten zum Jahreswechsel
die herzlichen Glückwünsche
Fleischermeister Otto Franke und Frau.
Am 2. und 3. Januar
keine Sprechstunde.
Vertretung: Dr. Eggert, Walter Rathenaustraße 32.
Ab 4. Januar findet meine Sprechstunde
Lindenweg 20
statt.
Dr. Bingel.
Der Lebensroman einer Prinzessin
„Arme Natascha!“

Auf Grund der §§ 149 ff. der Reichsversicherungsordnung wird der Kreislauf mit Wirkung vom 1. Januar 1929 ab wie folgt geändert:

Beitrag	für Beiträgen					
	über 21 Jahre		von 16 bis 21 Jahren		unter 16 Jahren	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
mon. von 1.00 bis 1.50	4	2	75	3	2	1
mon. von 1.50 bis 2.00	5	3	100	4	3	2
mon. von 2.00 bis 2.50	6	4	125	5	4	3
mon. von 2.50 bis 3.00	7	5	150	6	5	4
mon. von 3.00 bis 3.50	8	6	175	7	6	5
mon. von 3.50 bis 4.00	9	7	200	8	7	6
mon. von 4.00 bis 4.50	10	8	225	9	8	7
mon. von 4.50 bis 5.00	11	9	250	10	9	8
mon. von 5.00 bis 5.50	12	10	275	11	10	9
mon. von 5.50 bis 6.00	13	11	300	12	11	10
mon. von 6.00 bis 6.50	14	12	325	13	12	11
mon. von 6.50 bis 7.00	15	13	350	14	13	12
mon. von 7.00 bis 7.50	16	14	375	15	14	13
mon. von 7.50 bis 8.00	17	15	400	16	15	14
mon. von 8.00 bis 8.50	18	16	425	17	16	15
mon. von 8.50 bis 9.00	19	17	450	18	17	16
mon. von 9.00 bis 9.50	20	18	475	19	18	17
mon. von 9.50 bis 10.00	21	19	500	20	19	18

Beitrag des Oberverpflichtungsberechtigten in der Höhe von 1/10 des Beitrags der Beitragspflichtigen außer der Stadt Magdeburg

Diese Sätze gelten als Amtsrichtlinie und treten an Stelle der Bestimmung vom 8. März 1928.

Magdeburg, den 10. Dezember 1928
Preussisches Oberversicherungsamt.
Halberstadt, 28. Dezember 1928
Das Versicherungsamt der Stadt Halberstadt.

Zigaretten- und Zigarettenbiblen Zigarettenmaschinen Zigaretten-Etuis empfiehlt billigst
Ernst Baebel
Dresdenermeister.
Matulatur
abgegeben
Halberstädter Tageblatt
Tomblau 48.

Die schwarze Natascha!
Richard Lipski
Die Sozialdemokratie
Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart
Band 2.
Preis für Parteimitglieder
kart. 1.- Mk. Ganzl. 1.50 Mk.
Volksbuchhandlung
Halberstädter Tageblatt



Sorgsame Hausfrauen
denken, dass ihre Lieben nicht auf die Straße gehen, ohne dieses die bewährte Volksmittel bei sich zu führen. Erkältungen sind dann ausgeschlossen. Der leiseste Anlauf von Husten, Heiserkeit, Katarrh wird sofort beseitigt. 15.000 Zeugnisse! 80 Pfg. Beutel à 100 Stück.
Nehmen Sie nur
Kaiser's Brust-Caramellen
mit den 3 Tannen

Zu haben in Apotheken, Drogerien und wo Plakate sichtbar.
Mein Privatwagen
fährt nur Sonntag
Dienstags, 7.20 Uhr
ab Bahnhof nach
Magdeburg.
Büchel, Bafelstr. 55.
Telefon 1140.

Ohne Anschaffung!
Teppiche, Läufer
Tisch- u. Divandecken
in 12 Monatsraten!
Stein's Teppich-Versand,
Hertzstr. 2, Bismarckstr. 30
Verlangen Sie Offerte.

Zur Förderung der Gesundheit empfehle ich in großer Auswahl
Metall-Bettstellen
dreiteilige
Stuhl- u. Matrizen
Reklifen
in jedem oberer gerader
schwierigstem Fall
von 58 Mk. an
Vollsternmarken werden
in eigener Werkstatt
angefertigt

Otto Gottschalk
Möbel, Wollfänger
Sicherleben
Magdeburgerstraße 4.

Juventur-Ausverkauf

Unser gewaltiger Inventur-Ausverkauf beginnt morgen.

So gut wie immer, so billig wie nie!

WILLY COHN

AusWernigerode
Für die anlässlich unserer silbernen Hochzeit erwiesenen Aufmerksamkeit, sowie die unermüdete Freundschaft und Freundschaft, den Arbeiter Wohlfahrtsausschuss, der Kapelle Ostermeyer und den Schulbüchern, sowie das Spielerschorps des Reichsbanners zu teil wurde.
herzlichen Dank
Wernigerode, Weihnachten 1928
Otto Teibuth und Frau.

Ab heute wieder Sprechzeit
Zahnarzt Dr. Obenauf

Partei-Literatur jeder Art
an haben in der
„Harzer Volksstimme“ Burgstraße 9

Aus Quedlinburg
Meiner wertigen Anbidschaft, Freunden und Bekannten ein recht frohes, allicliches
neues Jahr!
Albert Herbit, Fleischermeister
Geinrichstraße 12
Meiner wertigen Anbidschaft, Freunden und Bekannten
ein frohes Neues Jahr
Julius Koretzky
Zigaretten-Spezialgeschäft - Wollfängerhöf
Meiner wertigen Anbidschaft, Freunden und Bekannten zum Jahreswechsel
allerbesten Wünsche!
Konsum- u. Spargenoffenschaft
Quedlinburg und Umgegend
Insrieren bringt Gewinn!

Die schwarze Natascha kommt!
Meiner wertigen Anbidschaft zum Jahreswechsel die
herzlichsten Glückwünsche
Familie Bauck, Zigaretten-Spezialgeschäft
Wollfängerstraße 32.
Meiner wertigen Anbidschaft, sowie allen Freunden und Bekannten
ein frohes neues Jahr
Karl Bauz, Glasermmeister, u. Frau
Steinweg 78 Quedlinburg Steinweg 78
Meiner wertigen Anbidschaft zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche
Franz Klieemann, Hutgeschäft,
Zum Jahreswechsel unterer wertigen Anbidschaft, Freunden und Bekannten
frohes neues Jahr
J. Emersleben, Vorkostgeschäft, Bornstr. 7

Der Abend

Nr. 1.

Donnerstag, den 3. Januar 1929.

11. Jahrgang.

Grabbes letztes Abenteuer.

Von Manfred Georg.

Ein später regnerischer Sonntagnachmittag dämmerte trübe in den Raum des Wirtshauses „Zur Stadt Frankfurt“. Auf den Tischen hatten die Biergläser ihre schlüpfrig breiten Ränder Spuren zurückgelassen. Rauch zog die durch die niedrige Stube. Am Boden breiteten sich kleine, schillernde Tümpel verschütteten Weines. Ganz Detmolds Honorationenshaft hauchte dumpf und gelangweilt auf den fleckigen Schemeln. Man trank sich zu. Die Köpfe schienen im Dunst größer, unförmiger zu werden. In einer Ecke flüsterten junge Burschen über Politik und hielten zögernd inne, wenn der fürsichtlich lippische Archivat Binder seinen dicken Weiskopf wie hochend zu ihnen durch den Qualm bohrte. Mit sinkender Dunkelheit verrannen aber auch diese Gespräche in Einstülpigkeit. Nur das fleißige Zusammenstoßen der Becher und das Klappern des Geschirrs aus der Küche waren die einzigen hellen Laute in diesem Nebelmeer, das immer dichter um die Häupter der Zecher wogte. Die Zünftinnen auf dem Schenkfließbord blinkten wie Leuchtturmfener darin. Eine rot schwelende, stinkende Petroleumlampe kämpfte vergebens mit ihren kurzstrahlenden Leuchtflimmern gegen die wallenden Schwaden.

Plötzlich wurde es am Mittelisch laut. Eine grobe und eine ängstliche Stimme hoben sich deutlich ab. Dazwischen tönte Gelächter und Zurs. Eilige sprangen auf, um zu sehen, um was man sich stritt. Der Archivat Binder lag über den Tisch gebeugt und zerzte ein schwächliches Männchen am Arm. Es wehrte sich ängstlich, und seine runden Knabenaugen, die tief in einem riesigen, von einem dünnblonden Haarbusch überwehten Schädel lagen, lugten hilflos von einem zum andern. Sein Sinn war unter dem breiten Trinterrand wie weggesaßt und der Kopf schien wie eine von Rinderhand verschüttene Kartoffel auf dem dürren Leibe, der in der verschliffenen Uniform eines Batalionsauditeurs steckte, hin und her zu wippen. „Also los, Grabbe, zieren sie sich nicht. Lesen Sie uns Ihr neuestes Opus vor. Schließlich will man doch, wenn man so ein Genie in seiner Stadt hat, auch Anteil nehmen an seinem Schaffen und Werken.“ Beifällig schmunzelte die Tafelrunde. Man erwartete sich einen Hauptstoß, und keiner war dabei, der diesem größenwahnsinnigen, veroffenen Poeten, auf den die ehrfamen detmoldischen Bürger ohne Stolz, aber um mit so größerer Verachtung blickten, nicht aus vollem Herzen einen demütigen Denzettel gegönnt hätte. Grabbe, den der Wein schon nicht mehr klar sehen ließ, der aber instinktiv fühlte, daß man ihn in eine Falle locken wollte, kreuzte die abgezehrten Hände wie schützend über der Brust. Seine Stimme klang weinerlich: „Aber Herr Rat, ich habe doch nichts hier. Ich kann doch nicht vorlesen!“ Binders Gesicht warf höhnische Falten. „Ihr nicht vorlesen, der Ihr vor Tied und dem Intendanten Kömmerich spieltet?“ Der Brauer knuift wieherte vor Entzücken. Grabbe, dieser halbblinde, lahmbeinige Held! „Ihr nichts bei Euch haben, der nicht einen Fibiubis sieht, ohne ihn zu beschreiben?“ Mit diesen Worten schob der Rat, dessen verkniffene Augen vor Vergnügen funkelten, ein mächtiges Glas Arrak vor den Dichter. Der starke Geruch betäubte schnell die Widerstandskraft. Er stürzte die brennende Flüssigkeit schnell hinunter. Dann begann er in seine Brusttasche zu wühlen.

„Also lezt, Christian Dietrich, wir hören.“ Die Ellenbogen stützten sich würdig in Postur, man stieß sich gegenseitig an, kicherte in sich hinein. Endlich zogen Grabbes zitternde Hände zwei Bogen engbetriehten, schmutzigen und eingerissenen Papiers hervor. Er glättete sie liebevoll, schob die Flaschen und Krüge beiseite und beugte sich ganz über die Blätter; denn er sah sehr schlecht. Seine knollige Nase schien fast auf dem Papier zu liegen. Langsam bewegte er die Zunge, sie sah ihm wie geschwollen im Munde. Die Schriftzeichen verschwanden vor seinen Augen. Er stammelte den Titel: „Die Hermannschlacht“. „Auf den Spuren Klopstocks und Kleists also?“ grüßte Binder. Die übrigen brüllten vor Lachen. Diesen windschiefen Trunkenbold sich in einer Verbindung mit dem plattischen Germanenringen zu denken, schien ihnen aber auch zu

tomisch. Grabbe sah Binder verständnislos an. Er begriff diese Lustigkeit nicht. War er nicht der Dichter des „Gothland“, des „Napoleon“? Was hatten diese dummköpfigen Gesellen zu lachen, wenn er vorlas? Wut stieg in ihm auf. Aber der Wein ließ ihn nicht zum Verstehen durchbringen. Er feuchtete schmahend die Lippen, zuckte mit den spitzen Achseln und blinzelte den Archivat raktos an. Der fühlte vor diesem stehenden Blick etwas wie Scham. „Laßt Euch nicht stören durch meine Frage. Fangt an!“

Und der Dichter fing an. Stodend, holpernd wandte er sich von Sach zu Sach, von Szene zu Szene. Witunter irrten seine Gedanken ab. Dann unterbrach er sich und stoßte irgendeine Zeile hinein. Die Tischgenossen quittierten dankbar mit einem Stampfen der Gläser. Sonst aber zogen sie enttäuschte Miene. Ueber das Stottern und Rülpfen konnte man sich nicht allzulange ergötzen, und was dieses abgemagerte Raubbein sonst las, schien recht verständlich, vernünftig, sogar auch, was man in Berlin und Düsseldorf „dichterisch“ genannt hatte, zu sein. Einige gähnten. Binder stützte leicht den Kopf in die Hand, um nicht zu zeigen, daß er die Augen geschlossen hatte. Allmählich wurde Grabbe sicherer. Seine Trunkenheit verlor vor dem kalten Hauch, der aus seinem Drama schlug. Noch einmal hatte er in dieses letzte Werk, das seine müde Seele sich abgerungen hatte, all sein Wünschen u. Hoffen verströmt, seinen Haß gegen die Herrschaft geschäftlicher Nüchternheit, gegen die Kleinheit diplomatischer Windmähreien entleert. Des Teutoburger Waldes Eichen rauschten über ihm, er zog mit eisenstarrten Legionen durch das lumpige Gebirg, litt mit denen unter römischen Recht gebeugten Freien, stieg an der Spitze des Brucrerer zum Kampf an die Werra und küßte Thuselda auf das goldene Haupt, das wie schwerer Belzen am Mittag glänzte. Grabbes Stimme wurde klar. Nur noch die in scharlachnem Rot leicht aufgewellten Baden zeugten von seinem Raufstieber. Er rechte sich. Die gelblich-pergamantene Hand fuhr gebieterisch aus dem blauen Kermelausschlag. Fast schon leuchteten die Augen, die in unsichtbaren Fernen kreisten. Er riß sich den Kragen auf. Auf seine Bartstoppeln trat ein leichter Schweiß. Rings um ihn saßen nicht Detmolds Bürger. Er war wieder zwanzigjähriger Student und populierte mit seinen Kumpanen in Laisers und Wegeners verräucherten Gemöblen. Da unten links stand ja der lockige Heine mit seinem traurig spöttischen Lächeln um den schmalgekrümmten Mund; hinter einem bauchigen Faß lag von Hechtig's lange Gestalt und hörte schon wieder nichts von dem, was um ihn vorging, während der besonnene Köchy mit hellerer Stirn neben Heine saß und bedeutungsvolle, auf ihn, den Dichter, den neuen Shakespeare, gemünzte Blicke mit Gustorf und dem blaugewangigen Bruder der göttlichen Rahel, Ludwig Robert, wechselte. Grabbe sprang auf, er breitete die Arme. Der Pfeisendampf legte sich gerade wie ein bestaubter Lorbeerkranz um sein Haupt. Das war nicht mehr der franke, kümmerliche Poet der grünlich und bissig seine Tage verschleß und seine Nächte verzehrte, das war Armin selbst, seinen Reitern voranronnend, den laufenden Nordwind in Haarbusch und Brünne.

Da schlug ihm der Qualm eines niedergebrannten Stummeis beizend in den Hals. Er schluckte, hustete, mußte sich unterbrechen. Als er seine Stimme nicht mehr hörte, weckte ihn die Stille jäh aus seinem herrlichen Traum. Fassungslos blickte er um sich. Die Tische mit den abgeessenen Tellern, die halbgeleerten Gläsern, die umhergestreute Asche brachten ihn zur Besinnung. Nur wenige Gäste waren noch geblieben. Und die lagen, die Köpfe auf den Tischplatten und schliefen. Die Gläse Knusis, des Brauers, blinkte jäh und wie höhnisch in dem ungewissen Licht. Der Rat Binder lag friedlich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schnarchte. Ein schaler abgestandener Geruch durchsäuerte die Luft. Grabbe wurde bis zum Hals hinunter totenweiß. Seine Finger kniffen das Papier messerchari zusammen. In der stidigen Hitze begann ihm zu frieren. Die Atemzüge der Schlafenden kreuzten sich und verfloßen ineinander. Der Dichter sah noch immer mit einem halb verlegenen, halb verübten Lächeln um sich. Dann begriff er's. Er hatte vor tauben Ohren gelesen. Das Blut schoß ihm mit solchem Ruck in die Stirn und Wangen, daß es durch die Haut zu brechen schien, er wollte schreien aber nur ein heißeres Winseln kroch aus seiner Kehle. Seiner selbst vor Scham und Wut nicht mehr mächtig, ergriff er ein Seidel und schwang es, um es auf den Kopf des vor ihm liegenden Brauers zu schmettern.

Da blieben seine flatternden Blicke in zwei großen dunklen, schredenerkarrten Augen hängen, die ihm durch den Dunst entgegenbligten. Die Augen hinter dem Schenkeltisch lösten sich aus ihrer Regungslosigkeit und wurden lebendig. Der Dichter stürzte über die umgeworfenen Stühle auf sie zu. Er griff ins Dunkle, faßte einen weichen, sanften Arm und zog ein vierzehnjähriges Mädchen hervor, das sich scheu hin und her wand. „Bitte, bitte, sag es nicht Vater, daß ich hier war; er prügelt mich sonst braun und blau.“ „Gehört du denn zum Haus, mein Kind?“ fragte Grabbe und führte die sich Sträubende in den Lichtkreis der Lampe. „Ja, mein Vater ist der Wirt von der „Stadt Frankfurt“. Ich hörte Euch in meiner Kammer oben lesen und schlich mich hinunter. Eure Stimme scholl so gewaltig. Und wie die einen gingen und die anderen einnickten, Ihr es aber nicht merktet und nur ich noch wach war und zuhörte, da bildete ich mir ein, ich sei die Königin und Ihr der Dichter, der mir seine Lieder vorliest.“ Grabbe strich über die Stirn des Kindes; unendlich zart glitt seine hartgenarbte Hand darüber. „Ihr die Königin und ich Euer Dichter?“ Seine Schultern zuckten hin und her; sein Mund bog sich lautlos, verkrümmt nach unten. „Ja, und meinen ganzen Hofstaat hatten Eure Worte verzaubert. Es war so herrlich. Warum habt Ihr nur aufgehört? Und wie geht es nun weiter, sagt doch; wird der Römer nun getödtet?“ Bettelnd hatte das Kind seine Bände auf Grabbes Hand gepreßt. Er zog sie unwillkürlich zurück. „Mein liebes Kind —“ Das verdammte Bürgen in der Kehle! „Ach, leßt doch weiter, ja?“ Das Mädchen streichelte schmeichelnd des Dichters magere Hände. Da ließ er sich am Tisch nieder. Das Kind lauerte sich daneben. Und zwischen dem Schnarchen der Zecher und dem Säuseln der Träumenden las Grabbe die „Hermannschlacht“ zu Ende. Ueber seine Wangen purzelten die Tränen. Er wischte sie mit der Hand fort und verschmierte sich das Gesicht. Aber er las und las.

Da, als gerade Carus sich in sein Schwert stürzen wollte, polterte jemand ins Zimmer. Es war der Wirt. Als er seine Tochter in dem gelben Dunst zwischen den Säufern an Grabbes Seite knien sah und ihre glänzenden Augen sah, die sich an des Dichters Lippen festgelesen hatten, brach er los. Die beiden fuhren auseinander. „Verdammtes Bagl! Wirst du wohl hinauf ins Bett. Na wart! Morgen sprechen wir weiter über deine nächtlichen Ausflüge!“ Er stieß das Mädchen roh zur Tür hinaus; dort drehte es sich noch einmal um. Grabbe nickte ihm mit einem ohnmächtigen Lächeln zu. „Und Ihr, mit Eurer Firtlesanzerei, tötet wohl besser daran, nach Hause zu gehen. Verdreht Ihr mit Eurem Gewäsch dem Kinde noch elnmal den Kopf, so werdet Ihr mich kennen lernen.“ Grabbe schwieg. Er stand auf. Ueber seinem Antlitz lag ein Schimmer, vor dem der Wirt zurückwich. Der Dichter aber grüßte ihn mit einer fast feierlichen Gebärde. Dann schritt er hinaus, so gerade und sicher, wie er lange nicht einhergegangen war.

Als er jedoch draußen war, sank er wieder zusammen. So schwankte er schief über die windstille, lehmige Straße. Am Mondlicht sah er seinen Schatten hin und her tanzen. „Sie die Königin und ich ihr Dichter!“ jammerte er halblaut vor sich hin. Da sah er in einer hell belichteten Wasserpfütze sein verwüstetes Gesicht und sein zergewicktes, zerstücktes Körperchen. Seine vergehenden, verfehlten Lebensjahre fielen ihm ein. Und die Erkenntnis kam ihm mit solcher Heftigkeit, daß er gellend vor Schmerz aufschrie und zu Boden stürzte. Er brach in ein wimmerndes Weinen aus, das ihn von Kopf bis zu den Füßen durchschütterte, und konnte sich nicht erheben. So fanden ihn zwei spät heimkehrende Bürger. „Betrunkent!“ sagte der eine. „Pfui Teufel, dieser Lump!“ der andere. Dann hoben sie den wie ein Kind schluchzenden Dichter auf und trugen ihn nach Hause. Dort verschied er einige Tage später, während seine Frau Luise in der Dachstube die schmale Erbschaft ausrechnete, in den Armen seiner Mutter am zwölften September achtzehnhundertunddreißig. Die Aerzte sagten: an Rückenmarkschwindsucht.

(Mit besonderer Erlaubnis des Vir-Verlages, Berlin, dem Buche „Die verlorene Nacht“ von Manfred Georg. entnommen.)

Der Fischerknabe Urashima.

Eine japanische Sage.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal am Meeresstrande ein Fischerknabe, geschickt in seinem Handwerk, gefällig gegen seine Nachbarn, heiter und mit seinem Schicksal zufrieden. Als er eines Tages fern vom Ufer sein Netz ausgeworfen hatte, fing er eine Schildkröte. Das Tier war von ungewöhnlicher Größe. Seine großen Augen blickten ängstlich und verschüchtert und schienen um Schonung zu bitten. Urashima war mitteilig: „Was habe ich davon, wenn ich dich töte?“ sprach er bei sich. „Der erhabene Geist, der mich und alles Leben belebt, hat auch dir Lebensfreude gegeben.“ Langsam ließ er das Tier wieder in die Fluten gleiten und kehrte heim.

Am anderen Tage ruderte er wieder ins Meer hinaus, aber

sein Netz und die Angel lagen müßig, und träumend blickte er über die spiegelnde Flut.

Da fuhr er auf einmal aus seinem Dämmern empor. Auf den glühenden Wellen kam ein schönes Weib daher. Langsam, schwebenden Ganges näherte sie sich dem Boote. Sie beugte sich über ihn. Weife streichelte sie sein Haar. „Ich bin die Tochter des Seekönigs; du hastest mich in der Gestalt einer Schildkröte gefangen und schenktest mir das Leben. Folge mir zum Lohn in mein Reich als mein Gemahl! Ich biete dir mehr, als eure arme Welt dir geben kann.“

Sie legte ihre Schleier um ihn, und er ließ sich willenlos in die Wogen hinuntergleiten.

Die purpurne Finsternis wich bald einem hellen Glanze. Vor Urashimas Augen lag ein strahlend erleuchteter Palaß, aus roten Korallen und glänzenden Muscheln erbaut. Goldene Säulen führten in einen mit zauberhafter Pracht geschmückten Saal. Auf erhöhtem Sessel saß der Seekönig. „Sei mir willkommen, Fremdling.“ sprach er mit freundlicher Stimme. „Sei unser Gast! Du hast meiner Tochter das Leben geschenkt. Ich schenke dir, was du begehrst.“

Urashima hatte zu tief in die Augen der schönen Mädchengestalt geblickt und vergaß in ihren Armen seine Heimat.

Drei Jahre vergingen in Lust und Freude. Urashima lernte alle Geheimnisse des Zaubereiches auf dem Meeresgrunde kennen, und die schöne Königstochter war unermüdetlich im Erkennen neuer Freuden und Ueberraschungen. Aber langsam tauchte in ihm die Erinnerung an die Oberwelt auf. Urashima wurde stiller und teilnahmsloser, und endlich kam die Zeit, wo er träumerisch an seine Heimat dachte, seine Heimat mit dem hellen Sonnenglanz und den dunklen Bergen, mit den hohen, schattigen Bäumen, und auch an die Menschen.

Sein Weib erkannte wohl seine Sehnsucht. Vergebens hatte sie versucht, ihn bei sich zu halten. Aber sie hoffte, daß seine Liebe ihn doch wieder zu ihr zurückführen würde, und so gab sie endlich seiner schüchternen Bitte nach, ihn nur einmal in die Heimat zurückgehen zu lassen.

„Du wirst von deiner Welt und den Menschen enttäuscht sein, Urashima! Versprich mir aber, zurückzukommen! Sieh hier dieses Kästchen! Es ist das einzige Mittel, dich zu mir zurückzubringen. Bewahre es gut, und hüte dich, es zu öffnen! Denn dann bleiben wir auf ewig getrennt.“

Urashima nahm das Kästchen an sich, die Wogen schienen sich zu teilen, und halb betäubt betrat er den Strand.

Noch wie vordem strahlte die Sonne über Berg und Tal. Noch rieselte wie früher der glühende Bach zwischen den Bäumen. Noch schäumten, wie sonst, die Wogen ans Ufer. Aber vergebens suchten Urashimas Augen nach der Hütle, in der er gewohnt hatte, und an die sich seine Jugenderinnerungen knüpften. Alles war völlig verändert. Wo sich in einiger Entfernung dichte Waldungen ausgebreitet hatten, lagen jetzt bebaute Felder, und in der Ferne leuchteten die roten Dächer eines ihm fremden Dorfes.

Zwei Männer in seltsamer Tracht kamen ihm entgegen und blieben überrascht vor ihm stehen.

„Hallo, junge Freunde, könnt ihr mir nicht sagen, wo Urashimas Hütle steht?“

„Urashima kennen wir nicht,“ war die Antwort.

„Ich bin Urashima. Vor drei Jahren ging ich von hier fort, und jetzt finde ich alles fremd vor.“

„Nichtswürdig sah ihn die beiden Männer an.“

„Du behauptest, Urashima zu sein? Vor 500 Jahren lebte hier der Sage nach ein Fischer dieses Namens, der auf geheimnisvolle Weise verschwand. Niemals wurde eine Spur von ihm gefunden. Aber komm mit uns und berichte uns von deinen Erlebnissen!“

Urashima war wie betäubt. Wankenden Schrittes folgte er den beiden Männern, deren neugierige Fragen er nur kurz beantwortete. In ihrem Hause sank er sofort in einem traumlosen Schlaf.

Als er erwachte, hörte er seine Begleiter flüstern. Sie hatten sein Kästchen ergriffen und versucht, es zu öffnen. „Rast ab!“ rief er, „Ihr verschließt mir den Weg zur Rückkehr!“ „Du Narr!“ war die Antwort, „Glaubst du, uns mit Kindermärchen zum besten haben zu können?“

Das Kästchen sprang auf. Eine dünne Rauchwolke stieg empor, ballte sich zu einer Kugel und stog rasch nach der Küste. Im gleichen Augenblick sank Urashima nieder, ein kraftloser Greis. „Verflucht sei das Menschengeschlecht mit seiner Habgier und seinem Unglauben!“ rief er aus.

Entsetzt standen die beiden Männer da. Vom Meere her erklang ein leiser, summender Ton. Nebel wogten auf und umhüllten das Hüttchen. Seltsame Gestalten traten hervor, hoben langsam den Toten vom Boden auf und trugen ihn zurück in die Wellen.

Moskauer Auswandererquartiere.

Von N. Lukeschewski.

Wenn der Zug Odeffa—Moskau kurz nach 7 Uhr morgens in den Eisenbogen des Briansti-Bahnhofs in Moskau einläuft, dann kann man in der Vorhalle des Bahnhofs und vor der Schranke zu den Bahnsteigen immer das gleiche Schauspiel beobachten: etwa 15 bis 20 Personen, fast immer dieselben, schlecht gekleidet, unausgeschlafen und ungewaschen, schlüpfen von Winkel zu Winkel, von der Halle zur Schranke und zurück und mustern, nach Möglichkeit unauffällig und verstohlen, den Strom der eben angekommenen Reisenden. In ihren Augen kann man Angst und Hoffnung lesen. Es sind die „Anhaber“ der Quartiere für die Auswanderer aus dem Süden Rußlands.

Ein typisches Bild der Quartiere.

Zehn bis fünfzehn Stufen unter der Erde ist ein kleiner, dunkler, glühiger Vorraum, wo Holz aufgestapelt liegt und gelegentlich auch gespalten wird. Ein Faß mit Trink- und Waschwasser und der Eimer mit Küchenabfällen sind obligatorische Bestandteile dieses Vorraumes. Eine niedrige Tür, die mit Lumpen verstopft ist, um keine Kälte und keine frische Luft hindurchzulassen, führt in das eigentliche Quartier. Das ist ein niedriger Raum mit zwei kleinen Fensterscheiben, durch die man nur die Beine der Vorübergehenden sehen kann. Die Wände sind aus Holz, das nicht einmal abgeglättet ist — nur in besonders „vornehmen“ Quartieren sind die Wände mit altem Zeitungspapier überklebt.

In einem solchen Quartier, das selbstverständlich geheim betrieben wird, werden in jeder Nacht fünf bis fünfzehn Personen untergebracht. Das Bett ist nur für außergewöhnliche Fälle vorhanden, z. B. für einen Kranken oder eine Wöchnerin oder einen besonders vornehmen Gast, dem man nicht zumuten kann, wie die anderen Menschen auf dem Erdboden zu schlafen. Sonst werden bei Einbruch der Dunkelheit die „Möbel“, d. h. der Tisch und die Stühle, in den Vorraum geschafft, der Boden mit Strohläden bedeckt und die ganze Gesellschaft, nach Familien geordnet, geht „zu Bett“. Gewöhnlich wird dieses „Ordnungsproblem“ vom Quartierinhaber selbst nach langen Berechnungen und Beratungen mit seiner Gemahlin gelöst, manchmal noch unter Hinzuziehung des Rates eines besonders geschätzten Gastes. Der Boden wird nach Quadratmetern abgeteilt, und jede Familie erhält einen ihrer Größe entsprechend berechneten Winkel zur Verfügung.

Als Decken dienen die Mäntel und sonstigen Kleidungsstücke der Gäste. Die Laten werden pünktlich einmal monatlich gewechselt, wobei man sich allerdings von der Zahl der Gäste, die inzwischen darauf geschlafen haben, nicht beeinflussen läßt. Ein solches Nachtlager kostet einen Rubel pro Nacht und Kopf, Tee morgens und abends, für den man aber den Zucker selber stellen muß, ist einbegriffen. Für Kinder von einem Jahr ab wird der übliche Preis bezahlt, für Kinder, die erst Monate alt sind, wird der doppelte Preis berechnet, mit Rücksicht auf die Störung der Nachtruhe.

Sammelplatz deutscher und jüdischer Auswanderer

Diese Quartiere, von denen es einige Duzend in Moskau gibt, werden hauptsächlich von deutschen und jüdischen Auswanderern bevölkert, die meistens auf dem Bahnhof, gleich bei der Ankunft, von den Quartierinhabern, die dort Ausschau halten, überumpelt und zum Mitkommen überredet werden. Fast in allen Fällen gelangt es dem Quartierinhaber ohne weiteres, sie dazu zu bewegen, weil die Ankömmlinge mit großer Familie und vielem Gepäck nach dem Aufenthalt in der ruhigen Provinz von dem Tumult und der Bewegung der Großstadt so beärgelt sind, daß sie sich widerstandslos jedem Menschen anvertrauen, der ihnen ein ruhiges Plätzchen verspricht.

Trotz ihrer räumlichen Misere erfreuen sich solche Quartiere eines ständigen Zulaufs. Sie sind immer überfüllt, ungeachtet des Bestehens einer staatlich organisierten Herberge für Auswanderer, die viel billiger und bequemer ist, in der man schon für 50 Kopeten ein sauberes Bett bekommt und soviel (oder so wenig) Bequemlichkeit, wie man es eben für diesen Preis bieten kann. Diese staatliche Herberge, die von der staatlichen Schiffsgesellschaft organisiert worden ist, um den Mißständen in den Privatquartieren zu steuern, wird jedoch sehr oft gemieden, vor allem gerade von den deutschen Auswanderern.

Weshalb sie einfahren.

Die Gründe, die die deutschen Kolonisten zum Auswandern bewegen, sind naheliegend. Am schwerwiegendsten ist der Umstand, daß man den Kolonisten einen Teil ihres Bodens, der über die gesetzlich festgelegte Quote hinausging, weggenommen hat. Dabei muß gleich hervorgehoben werden, daß die deutschen Auswanderer fast sämtlich aus den im Süden Rußlands gelegenen deutschen Kolonien stammen, während aus dem deutschen Siedlungs-

gebiet an der Wolga und aus dem Aserbeidjan nur sehr selten ausgewandert wird. Das wird wohl darauf zurückzuführen sein, daß in diesen beiden Gebieten genügend Boden vorhanden ist, so daß keine Notwendigkeit besteht, den An siedlern Boden wegzunehmen.

Zu diesen materiellen Bedrängnissen der deutschen Auswanderer kommen noch gewisse moralische Depressionen hinzu, die im Hinblick auf die bestehende Ordnung und die Verhältnisse im Sowjetstaat unausbleiblich sind. Die Familie des deutschen Kolonisten ist zum größten Teil noch bis heute sehr konservativ und religiös. Daher macht z. B. die Erziehung der Kinder den Deutschen in Rußland viel Sorge. Die heranwachsende kommunistische Jugend, die ihnen als Zukunftsbild auch für ihre Kinder erscheinen soll, gefällt ihnen gar nicht. Alle diese Umstände bewegen den deutschen Auswanderer die Reise in das Land seiner Zukunft zu unternehmen.

Es wird deshalb eingeachtet, daß ein solcher Auswanderer auf seinem Wege jeden tröstlichen Zuspruch von Gleichgesinnten als hochwillkommen empfinden muß. Dadurch ist es zu erklären, daß er das Staatslogis meidet, wo er nur als eine Nummer betrachtet wird, und sich in diese schmutzigen verwahrlosten Quartiere flüchtet. Der Quartierwirt besorgt seinem Gast alles, was er selbst wegen seiner Unbeholfenheit nicht besorgen kann. Er nimmt ihn gleich bei der Ankunft auf dem Bahnhof in Empfang, führt ihn zur Schiffsgesellschaft zwecks Erledigung aller Formalitäten, besorgt ihm die nötigen Ausfuhrbewilligungen, kauft ihn über all die verwickeltesten Faß- und Zollangelegenheiten auf, packt und verfrachtet seine Habseligkeiten; ja, er besorgt ihm sogar die Eßvorräte für die Reise bis auf die Milch für das Kleinstk, bringt ihn an seinen Zug, wartet bis zum letzten Pfiff des Bahnbeamten und winkt dem Fremden noch, wenn der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hat, ein Lebewohl zu, um dann nach Hause zurückzukehren und wieder mit seiner Rechenkunst bei der Raumberteilung für die nächste Partie zu beginnen.

*

Von der Save zur Adria.

Fahrt nach Zagreb.

Ein wilder Schrei der Lokomotive: der Zug stürzt sich in die schwarze Nacht des Karawantunnels. Fenster schlagen hoch; es wird immer schwärzer; die Luft im Abteil wird immer dicker und stickiger. Hohl raucht es in den Ohren. Immer länger wird die Nacht, immer schwärzer, immer finsterner. Da plötzlich: ein heller Strahl — Licht! Die Fenster öffnen sich wieder, Rauch und Ruß verziehen sich, und

im Abendglanze der Sonne grüßen die Täler und Höhen Sloweniens.

Drüben ragt der Triglav in den Himmel und Jesenice ist da, die Grenzstation. Der Bismunzwanig ist besetzt. Die Zollrevision ist kurz und schmerzlos. Am Ausgang des Bahnsteiges gibt es die ersten bosnischen Zigaretten. Zehn „Bardar“ für 5 Dinar. Raum ist die erste angezündet, da rollt auch der Zug schon wieder dahin, die Krainer Alpen entlang.

So schön ist dieses Sloweniens, daß selbst uns, den Fremden, das Herz vor Freude schlägt. Sollen wir zur linken Seite aus dem Fenster sehen oder zur rechten? Wir eilen bald hierhin, bald dorthin. Die Bilder wechseln wie im Film, und die Leinwand ist jetzt bla. Es sind die Berge im Abglanz der untergehenden Sonne. Die Save raucht am Zuge entlang, dünn, schmal und flach; sie hüpfet und springt über Stock und Stein und schäumt, wenn ihr die Felsen allzu hart den Weg versperren wollen. Die Stadt Bled, der See und die Insel huschen vorüber. Es dunkelt schon, als die ersten Lichter von Laibach, dem jugoslawischen Ljubljana, erscheinen.

Am nächsten Morgen sehen wir im Frühzug unsere Fahrt nach Zagreb fort. Lebe wohl, Laibach, mit deinen Türmen und Brücken! Den Triglav werden wir ein andermal erklettern. Jetzt wollen wir erst mal nach Kroatien und in seine Hauptstadt Zagreb (Agram) fahren. Gegen Mittag treffen wir ein.

Zagreb ist das modernste und fortgeschrittenste Kommunalgebilde Südslawiens.

Auf dem Markt am Jelatschitsch-Platz leuchtet es heute längst nicht mehr so bunt und farbenfroh wie ehedem. Die Bauern Kroatiens beginnen sich zu „europäisieren“. Die Nationaltrachten werden immer seltener, und der Zug nach dem Westen fängt bei der Kopfbedeckung an. Rotgeschokene Opanten, weiße Hüfen und Jacken aus Schafswolle, roter Gürtel und bunt gestickte Weste, silberne Knöpfe und Uhrkette, handgezeichnete Manschettenknöpfe und — dazu Filzhüte aus Westeuropa.

Man mag sich noch so sehr verschworen haben, in diesen herrlichen Lande die Politik nicht einmal mit der Zange anfassen zu wollen; in Zagreb zischt sie uns mit tausend Zungen in die Ohren, und aus allen Fenstern springt sie uns in die Augen. Die Trauer

Über den Tod Stephan Raditsch, des Abgottes der kroatischen Bauern, klingt noch immer in der Bevölkerung nach. Aus jedem Schaufenster sieht ein Bild des Toten heraus. Zehn Jahre erst sind seit der Vereinigung der Serben, Kroaten und Slowenen verfloßen, und schon streben die Teile des SHS-Reiches auseinander. Von einer heftigen Krise befallen, wird das Staatsschiff hin und her geschüttelt, daß es in allen Fugen läßt und kracht.

Am Abend sitzen wir mit einem der Nachfolger Raditschs, mit dem Serben Pribitschewitsch, in einem Restaurant. Pribitschewitsch war einst der Führer der in der ehemaligen Habsburgischen Monarchie lebenden Serben. Festig und hart sind heute seine Anklagen gegen Belgrad und gegen die Regierung des neuen Staates. Ihre äußere und innere Politik sei unerträglich geworden. Nicht nur die kroatischen Bauern, nein, die gesamte Opposition im ganzen SHS-Staate sei einig gegen Belgrad, das allein Jugoslawien beherrsche und zugrunde richte. Morsch und faul sei die Verwaltung, korrupt bis ins Mark. Kroaten und Slowenen würden als Bürger zweiten Grades behandelt. Die Serben hätten die Vormacht an sich gerissen. Ihnen seien alle wichtigen Staatsämter reserviert. Neuwahlen seien zur Beruhigung der oppositionellen Landesteile und der oppositionellen Bevölkerung notwendig. Das Ziel der Bewegung sei jedoch die legislative und administrative Autonomie.

So spricht der Serbe Pribitschewitsch; so und

noch schärfer urteilt der Kroat Dr. Trumbitsch,

der ehemalige Außenminister des Landes; so sprechen die Führer der Opposition und ganz Kroatiens; so denken und sprechen die Städter und die Landleute, die Intellektuellen, die Bauern, die Arbeiter. Ein Haß löst auf, der erschreckt läßt, und der selbst die Blutsverwandtschaft leugnet. Feindliche Brüder stehen sich hier gegenüber, die ihre Schwächen am besten kennen, und die sich rüsten, Wunden zu schlagen, wie es kein Gegner besser vermag.

Jakob Altmaier.

Eisen aus dem Weltenraum.

In den Ebenen Arizonas liegt ein eigenartiges Gebilde, das am ehesten an ein wasserloses Eisfmaar erinnert. Um ein annähernd kreisrundes Loch von 1300 Meter Durchmesser und 150 Meter Tiefe erstreckt sich ein Kraterwall von 40 Meter Höhe.

Während aber die Eisfmaare ihre Entstehung Vulkanausbrüchen verdanken, ist in jener Gegend von vulkanischer Tätigkeit weit und breit keine Spur anzutreffen. Dagegen liegen im Grunde des Trichters, im Kraterwall und bis hinein in die Ebene größere Mengen Meteoriten, als man sonst auf der ganzen Erdoberfläche gefunden hat. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts ist man zu dem Schluß gekommen, daß diese merkwürdige Bildung nichts anderes sei als ein Meteoritenkrater, entstanden durch den Sturz einer gewaltigen kosmischen Eisenmasse auf die Erdoberfläche.

Um dieser Sache nachzugehen, versuchte man bereits im Jahre 1903 an dieser Stelle ein Bohrloch in die Erde zu treiben. Aber schon in 70 Meter Tiefe erwies sich feuchter, allerfeinstes Sand als unüberwindliches Hindernis. Weitere Bohrungen lieferten bis zum Jahre 1908 ein wichtiges Ergebnis: Man stieß in beträchtlicher Tiefe auf anstehenden Sandstein, ohne den Meteoriten gefunden zu haben. Das führte zu dem Schluß, daß der Meteorit oder der Meteoriten-Schwarm, der jenes Rieselloch geschlagen hatte, nicht senkrecht von oben gekommen war. Von woher aber sonst?

Das Studium der Schichten an den Kraterwänden bot die nötigen Fingerzeige. Die Lage der Schichten war nämlich an einzelnen Punkten des inneren Kraterandes in ganz verschiedener Weise gestört. Daraus ergab sich die Flugrichtung des Meteoriten. Dieser war von Norden her gekommen, war schräg eingeschlagen und hatte sich unter die anstehenden Schichten der Südseite geböhrt, wobei er sie etwas hob. Auf dieser Erkenntnis aufbauend, wurde mit Hilfe einer führenden Bergwerksgesellschaft, die sich für den Fund von der wirtschaftlichen Seite interessierte, im Jahre 1920 eine neue Bohrung am südlichen Kraterand aufgenommen. Nach mancherlei Schwierigkeiten blieb der Bohrer in einer Tiefe von 420 Meter endgültig stecken. Bei 360 Meter stieß man auf das erste Meteoriteneisen; je weiter man vordrang, desto zahlreicher wurden die Eisensplinter und machten bald meißens den größten Teil des gefördertem Bohrgutes aus. So ist es wahrscheinlich, daß das unüberwindliche Hindernis, auf das der Bohrer stieß, nichts anderes war als der Meteorit oder der Kern des Meteoriten-Schwarms.

Dr. W. F. Magie, Leiter des Palmer Physikalischen Laboratoriums der Princeton Universität, und Dr. Elhu Thomson, Direktor des Thomson Laboratoriums der General Electric Company, haben Berechnungen darüber angestellt, wie groß die Masse war, die das Loch schlug und mit welcher Geschwindigkeit sie eintraf. Letztere läßt sich nur schätzen und zwar auf drei bis sechzehn Kilometer in der Sekunde. Die Masse aber ist genauer zu bestimmen. Man hat für sie einen Durchmesser von etwa 120 Meter und ein Gewicht von rund 10 Millionen Tonnen anzunehmen.

Vielleicht haben Vorfahren der heute dort lebenden Navajo-Indianer die Katastrophe miterlebt. Sie haben jedenfalls eine eigenartige Sage, die sich mit der Entstehung des Kraters beschäftigt. Dabei ist zu bemerken, daß den Navajos Vulkankrater aus den nur 80 Kilometer entfernten San Franzisko-Bergen bekannt sind. Von dem Meteoritenkrater aber erzählen sich die Navajos, daß einer ihrer Götter in einer Feuerwolke vom Himmel gestürzt sei, um sich hier zu verbrennen. Ob man daraus entnehmen darf, daß Navajos den Sturz des Meteoriten einst beobachtet haben, bleibt natürlich fraglich.

Regierte von Mühlfeld.

Humor

Logik. „Und nichts hast du mir von der Reise mitgebracht? Da kann man sehen, wie ihr Männer an eure Frauen denkt!“ — „Aber gewiß, Liebster, hier habe ich doch für dich.“ — „Ah, also doch! Sage mal, du hast doch nicht etwa ein böses Gewissen?“

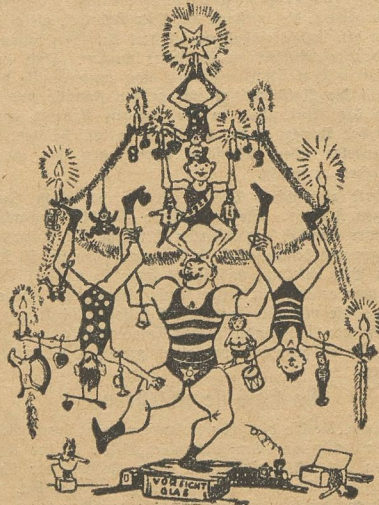
Letztes Mittel. Ein Verlobter ließ seiner Braut kurz vor der Hochzeit seinen — Totenschein senden; die junge Dame entdeckte aber den Schwindel und zeigte den Herzerliebtesten wegen Urkundenfälschung an. — Ob der Mann verknact werden wird? Seine „Urkundenfälschung“ kurz vor der Hochzeit — ist sie nicht „Notwehr bzw. Selbsthilfe in höchster Gefahr“?

Genehmigt. Herr Meyer hat eine große Wohnung, acht Zimmer. Da soll ihm ein Zimmer vom Wohnungsamt beschlagnahmt werden. Er beschwert sich; da kommt eines Tages ein Beamter, um die Wohnung zu kontrollieren. Meyer zeigt ihm die ganze Wohnung. „Das ist mein Wohnzimmer.“ — Da sagt der Beamte: „Genehmigt.“ — „Das ist mein Herrenzimmer.“ — „Genehmigt.“ — „Das ist mein Schlafzimmer.“ — „Genehmigt.“ — „Das ist das Schlafzimmer meiner Frau.“ — „Ja“, sagte der Beamte, „Sie sind verheiratet, da müssen Sie eben mit Ihrer Frau in einem Zimmer schlafen.“ — „So?“ sagt Meyer, „Rosa, komm herein!“ Rosa kommt herein. — Da sagt der Beamte: „Genehmigt.“

Das unähnliche Bild. In München bestellte ein bekannter Großindustrieller sein Porträt und verweigerte, als es fertig war, die Annahme, weil es unähnlich sei und man ihn gar nicht wiedererkenne. „Wenn Sie mir das schriftlich geben“, sagte der Maler, „so brauchen Sie das Bild nicht abzunehmen.“ Kurze Zeit darauf hing das Bild im Glaspalast, und im Katalog stand: „Bildnis eines bekannten Hochstaplers.“ Am nächsten Tage hatte der Maler sein Geld, unter der Bedingung allerdings, daß er das Bild sofort aus der Ausstellung zu entfernen habe.

Geschäftsbeteiligung. Ein Herr fragt einen Dienstmann auf der Straße: „Haben Sie Zeit?“ — „Awwohl“, entgegnet der Dienstmann. — „Na, dann tragen Sie mal den Pilscher zu meiner Frau. Da bekommen Sie zehn Mark Finderlohn. Acht Mark bringen Sie mir und zwei Mark behalten Sie. Wenn Sie sich hierbel gut anstellen, können wir das Geschäft öfters machen.“

Englischer Humor.



Der Weihnachtsbaum einer Akrobaten-Familie. (The Humorist).

